



Das Traumschiff

Ortstermin: Wie ein Busfahrer im streikenden Berlin die Gesellschaft zusammenhält

Bernd Ernst steuert seinen weißen, doppelstöckigen Neoplan-Überlandbus durch die Berliner Bundesallee wie das Traumschiff. Er ist auf dem Weg von Steglitz in den Wedding, quer durch die Stadt Berlin, deren öffentliche Verkehrsbetriebe BVG streiken. Seit einer Woche fährt kein Bus, keine Straßenbahn, keine U-Bahn. An den Haltestellen steigen Leute zu, die ungläubig in den Bus blinzeln, in ihren Gesichtern steht: Glück gehabt! Bezahlen müssen sie auch nicht, denn Bernd Ernst hat gar keine Kasse. Er könnte natürlich einen Fahrausweis verlangen oder eine Monatskarte, aber er will die Leute nicht zusätzlich provozieren, sagt er. Die Leute haben schon Stress genug.

Bernd Ernst ist 38 Jahre alt, trägt ein weißes, knitterfreies Hemd und eine grau-orange gestreifte Krawatte, sein Motto ist: „Ick transportiere nicht, ick befördere.“ Wenn man den gewöhnlichen Berliner Busfahrer kennt, der gern im Rückspiegel beobachtet, wie man auf seinen Bus zurennt, und der dann im letzten Moment die Türen schließt, erscheint Bernd Ernst unwirklich. Er wartet auf jeden Gast. An manchen Haltestellen muss er hupen, um den Leuten draußen klarzumachen, dass er sie wirklich mitnehmen will.

Ernst ist bei einem der privaten Busunternehmen beschäftigt, die die streikenden Berliner Verkehrsbetriebe für ihren Notfahrplan engagiert haben. Er fährt die Strecke von Steglitz nach Wedding, auf der normalerweise die U9 verkehrt, heute zum ersten Mal. Auf seinen Knien liegt die Karte mit den Bushaltestellen. Normalerweise fährt er Reisebusse nach Polen, Tschechien und Holland oder Kindergruppen zum Schwimmunterricht. Sein Beruf heißt „Busfahrer im Gelegenheitsverkehr“. Er macht das, was verlangt wird. Heute Morgen hat er erfahren, dass er auf der Linie U9 gebraucht wird, um streikende U-Bahn-Fahrer zu ersetzen.

Genau genommen ist er damit natürlich kein Streikbrecher, im weiteren Sinne schon.

An der Station Friedrich-Wilhelm-Platz steigt eine alte Dame in den Bus und sagt: „Vielen Dank, dass Sie für uns fahren.“ Bernd Ernst nickt wie ein Traumschiff-Steward. Er kommt aus Berlin-Zehlendorf,

seine Haare sind blond gefärbt, sein Gesicht ist tief gebräunt, im linken Ohr steckt ein kleiner Ring.

Die Berliner Verkehrsbetriebe befinden sich an diesem Tag seit einer Woche im Streik, und die Hauptstadt hat sich fast daran gewöhnt, wie man sich an schlechtes Wetter gewöhnt. In immer neuen Umfragen der Berliner Tageszeitungen und Lokalsender wurde die Bevölkerung gefragt, ob sie für den Streik Verständnis hat oder nicht. Die Ergebnisse dieser Befragungen wechselten, mit der Tendenz zum Unverständnis. Selbst die, die Verständnis äußerten, schienen eher ein grundsätzliches Verständnis im Sinn zu haben, vielleicht, weil sie sich selbst mit dem Gedanken trugen, demnächst die Arbeit niederzulegen, wenn sie sich nicht sowieso bereits im Ausstand befanden. Es gab in letzter Zeit Tage in Berlin, an denen zu den Bus-, Straßen-

„Na, Sie als Rentner können jut reden“, sagt der junge Mann.

„Wat?“, fragt die Frau.

Bernd Ernst lächelt. Auch in seiner Brust wohnen zwei Seelen. „Ich sag mal so, wenn ich bei der BVG wäre, würde ich den Streik sicher besser verstehen. Bin ich aber nicht.“

Ernst hat bei der BVG gelernt, wurde aber nicht übernommen, was ihn wundert, „weil da Leute Bus fahren, wo ick als Fahrgast das Gruseln kriege“. Er sagt, dass die Berliner Busfahrer den schlechtesten Ruf Deutschlands hätten, aber das meiste Geld verdienen. Weitaus mehr als er auf jeden Fall. Er verdient 9 Euro die Stunde, er kommt auf 1300 Euro netto im Monat. Ein BVG-Busfahrer kriege oft 500 Euro mehr und habe geregelte Arbeitszeiten, sagt er. Er dagegen wisse immer erst am Vortag, wo ihn die Reise hinführe; Gelegenheitsverkehr eben. Die Wirtschaft würde sagen: Er ist flexibel. Der Arbeitnehmer von morgen.

Je länger er fährt, desto sicherer wird er. Er schaut nur noch manchmal auf den Fahrplan und macht jetzt auch Aussagen. Der Bus fährt über die Spree nach Wedding und dann wieder zurück nach Steglitz. Draußen bläst ein Märzsturm durch die Straßen. Aus dem Radio knistert der Berliner Rundfunk, in den Nachrichten heißt es, die Tarifparteien setzten sich wieder an einen Tisch. Es ist die Spitzenmeldung, aber hier im Traumschiff verliert sie etwas von ihrer Wucht. Die Passagiere erkundigen sich nach dem Weg,

geben dem Fahrer Hinweise, bedanken sich. Sie rücken zusammen wie die New Yorker am Tag, als der Strom ausfiel. Am Zoo steigt eine ältere Chinesin in den Bus und fragt: „Lata Tegit?“ Bernd Ernst sieht sie ratlos an, mehrere Fahrgäste scharen sich um die alte Dame und versuchen gemeinsam mit dem Fahrer herauszufinden, was sie meint. Lata Tegit, ruft die Chinesin, Lata Tehhhgit. Irgendwann sagt jemand: Rathaus Steglitz? Die Chinesin nickt, Bernd Ernst sagt: „Ja, da fahren wir hin“, schließt die Tür und fährt los. Die Szene wirkt wie ein Werbespot für die Berliner Verkehrsbetriebe, vielleicht sogar für Berlin.

Das hat Ver.di so sicher nicht gewollt.

„Jeder will leben“, sagt die Frau.



Busfahrer Ernst: „Ick transportiere nicht, ick befördere“

bahn- und U-Bahn-Fahrern auch noch Lehrer und Erzieher streikten und die Bahn ebenfalls wieder einen Ausstand ankündigte. Nur die Taxifahrer hatten gute Laune, was in Berlin auch eher selten ist.

Kurz vorm Bahnhof Zoo kommt es ganz in der Nähe von Bernd Ernsts Fahrerkabine zu einem kurzen repräsentativen Berliner Streitgespräch.

„Man müsste Ver.di dermaßen uff die Schnauze hauen“, sagt ein junger Mann.

„Wat soll'n dit Jesülze?“, sagt eine Frau, die vielleicht Mitte vierzig ist.

„Ick bin im Gastronomiegewerbe uffn Ku'damm beschäftigt. Wissen Sie, wat der Streik für uns bedeutet?“, sagt der junge Mann.

„Jeder will leben“, sagt die Frau.

FOTOS: THOMAS GRABKA

ALEXANDER OSANG